Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 13 (1937-1938)
Heft: 4

Artikel: Das Kind und seine Tat
Autor: Wegmann, Alice
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066362

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DAS KIND UND SEINE TAT

Von Alice Wegmann

Illustration von O. Baumberger

Ein kleiner, leichter Wind ging singend über die Höhe und zog feine Wellen in die Flut der Gräser. Mitten im Grün sassen sie und lachten mit breiten Gesichtern, die dicken Häupter der Butterblumen. Der Duft reifer Wiesen und warmer, doch noch nicht überhitzter Erde stand betäubend in der Luft und stieg wie lauter Uebermut in die Köpfe der drei Ziegen. Die rissen ungeduldig an den um Holzpflöcke geschlungenen Strikken und hätten gern das magere Wieslein gegen die fetten, tiefer gelegenen Weideplätze eingetauscht. In der sommerlichen Ungebundenheit erinnerten sie sich der schon halb vergessenen Sprünge und konnten sich nicht genug tun in naschhaftem Aussuchen der besten Kräuter. Waren die zarten und würzigen Gräser alle, dann mussten sie wohl oder übel mit dem zähern Kerbelkraut vorlieb nehmen. Erst wenn der Boden rundum sauber und wie gemäht aussah, liess sich der Hüterbub herbei, die Geiss an einem neuen Weideplatz einzupflocken. Der sass, ein bisschen zerlumpt — der starke, untersetzte Körper tat überall dem zu engen Zeuge Gewalt an — auf einem breiten, sonnenwarmen Stein. Ein braunes und nicht sehr sauberes Bein ruhte mit den Zehen fast im Schosse des neben ihm sitzenden Mädchen. Das trug ein sauberes, blaues Schürzchen über einem hellen Kleid, und die Füsse steckten in gelben Sandalen und kurzen, weissen Söckchen.

« Du, Robert », sagte es und blickte den Bub aus kohlschwarzen Augen an, « ich zieh mir Schuhe und Strümpfe aus und stell mich in den Bach. »

« Warum läufst du nicht immer barfuss? » fragt der Bub. Sein Gesicht hat einen mürrischen Zug.

« Die Mutter will es halt nicht. » Flink löste die Kleine die Schnallen.

« Herrenkind! » Der Bub spuckte aus. « Nie weiss man, ob du einem nicht auf die Füsse trittst. »

Doch das Kind stand schon in der schmalen Wasserrinne, und wie eine goldene Kugel hob sich das Köpflein mit dem hellen Haar aus der blauen Luft. Da legte der Bub die Hände an den Mund:

« Pass auf, es sind Scherben im Bach! »

Erschrocken sprang die Kleine aufs Wiesenbord und stand dort halb lachend, halb ängstlich, wie ein Storch auf einem Beine. Dann sah sie weiter unten die Reste einer alten, braunen Kaffeekanne liegen und sprang wieder auf den nassen Stein. Sie hätte aufschreien mögen, als sich das Wasser vor dem Hindernis der Füsse staute und in kleinen Spritzern an den Beinen hinaufleckte. Bis in die Kniekehlen langten die nassen Finger. Dann lief sie über die warme Wiese zum sonnigen Stein. Der Bub hatte sich nicht gerührt; aber als ihr Kleid sein Bein streifte, zog er es schnell zurück.

« Dein Rock ist ganz nass, pfui, du Frosch! » schalt er.

« Du », sagte die Kleine, ohne auf sein Brummen zu hören, « eigentlich ist dein Vater sehr reich, mit all den Geissen, die euch gehören. »

« Schwatz nicht so dumm! » herrschte sie der Bub an, « wir sind arme, geplagte Leute, das sagt die Mutter immer. Dein Vater ist reich, wenn du es wissen willst, der Reichste weit herum. »

« Nein », lächelte das Kind und breitete den Rocksaum sorgfältig über den sonnendurchglühten Stein. « Mein Vater hat eine Fabrik, und da muss man immer aufpassen, dass man nichts verliert. Onkel Georg mit der Villa ist viel reicher. »

« Vielleicht », gab der Bursche ungern zu.

«Und dann der Herr Lehrer», trumpfte die Kleine weiter auf.

« Nein », da wusste nun der Bub genau Bescheid. Über den Schullehrer und seinen unverschämt hohen Lohn reden die daheim oft genug. « Dem gehört noch nicht einmal das Schulhaus, der muss froh sein, wenn man ihn in der Gmeind behält. »

Vier lang gezogene Schläge kamen vom Kirchturm herüber und die Kleine sprang erschreckt auf.

« Ich muss heim, Vesperessen. »

« Kommst nachher wieder? » fragte der Bursche und knüpfte ein neues Schnurende an die Geissel. Aus seinem dunkeln Gesicht ging nicht hervor, ob er ihr Zurückkommen wünschte, oder ob es ihm zuwider war.

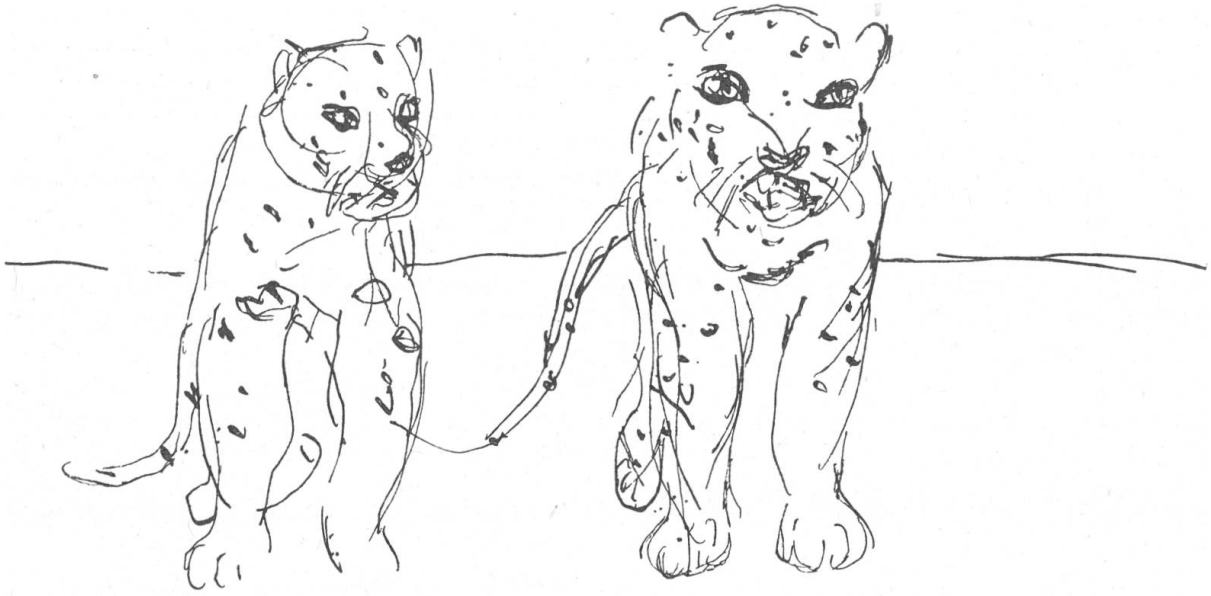
Aber sie nickte heftig und erfreut: « Doch, doch, ich komme wieder. »

Gleichmütig blickte er dem davonflatternden Röcklein nach.

Warmer Kaffeeduft stieg Mineli in die Nase, als es die braune, gut polierte Treppe hinauflief. Das rechte Bein nahm immer zwei und das linke einen Treppenabsatz. Dabei überschlug Mineli in Gedanken die Vermögensverhältnisse des Pfarrers. Ist der nun reicher als wir? Schade, es kam zu keinem Resultat, man müsste den Robert fragen.

Im Gang stand Marie, das Dienstmädchen, und trug eine weisse Schürze vorgebunden.

« Komm », sagte sie barsch, « kannst deine Milch hier draussen trinken, die Mutter hat Besuch! » Und unsanft schob sie das Kind in die Küche. Kleinlaut ging Mineli mit und zerbrach sich den Kopf über Maries verändertes Wesen. Sonst war sie immer freundlich und zum Geschichtenerzählen aufgelegt. Das Kind stellte fest, dass Maries Augen verdächtig rot waren, und ihr Gesicht sah aus, als könnte man ohne ersichtlichen Grund einen Puff bekommen. Bekümmert setzte sich Mineli an den Küchentisch. Da stand seine Tasse mit den bunten Bildern: dem Bär, der auf die Leiter zu klettern versucht, und dem Mädchen mit der grünen Schürze, das verlangend die Hand nach einer unbestimmbaren Frucht ausstreckt. Maries Tasse dagegen war plump, weiss und grau, mit einem hässlichen Sprung vom Rande bis zum Henkel.



Charles Hug — Federzeichnung

« Wer ist denn da? » wollte Mineli wissen, während es zusah, wie ein schmaler weisser Strahl aus der Milchkanne in die Tasse schoss.

« Die Frau Pfarrer. Willst du eine Honigschnitte? »

« Ja, bitte », sagte Mineli freundlich. « Und dann, Marie, weisst du vielleicht, ob Pfarrers reich sind? »

Das Mädchen liess das Brotmesser sinken und starrte sprachlos auf das Kind. Unvermittelt schoss ihr das Blut ins Gesicht:

« Warum willst du das wissen? »

Und plötzlich, dem Mineli war der Zusammenhang nicht klar, versteckte sie das Gesicht in den roten Händen mit den vielen feinen Fältchen auf der Innenfläche. Und ein krampfhaftes Würgen und Keuchen — ein wenig wie das Heulen eines Hundes, schien es Mineli — kam aus ihrer Kehle. Das stand erschrokken von seinem Stuhl auf. Da ihm nichts Besseres einfiel, strich es mit dem Finger ganz zart über den runden Arm, der so verzweifelt auf der Tischplatte lag. Marie hob ein wenig den Kopf und wimmerte vor sich hin:

« Alle fragen sie nur nach Geld, er lässt mich auch sitzen und heiratet eine Reiche! »

Soviel konnte Mineli verstehen, der Rest ertrank in einem trostlosen Weinen. Wer *er* war, wusste nun Mineli genau. Der Bauer Rüegg, der Marie zum Tanze holte. Was der Bauer sagte, und sie selbst dachte, erzählte die Magd dem Kind immer genau. Mit wem hätte sie sonst von ihrem Herzenserlebnis sprechen können, so fremd wie sie war im Dorfe? Und zudem dachte sie in mancher Hinsicht fast ebenso kindlich wie Mineli. Das bekam in feierlichen Stunden das rote Nähetui, ein Weihnachtsgeschenk des Bauers, zu sehen. « Siehst du », sagte dann die Magd, « nun sind wir so gut wie verlobt. Und sie nahm das Kind auf den Schoss, lachte und küsste es so eindringlich, dass dem ganz bang wurde. Aber schön und spannend war es doch. Verlobung hing in Minelis Kopfe mit roten Nähetuis, Küssen und heimlichen Spaziergängen eng zusammen, und daran schloss sich einmal, wann, wusste auch die Marie nicht so recht, die Hochzeit mit festlichen Kleidern, einem Schleier und vielen Bonbons. Zu diesen Bonbons, den bunten Feuersteinen, die vom Brautwagen unter die Kinderschar geworfen wurden, hoffte Mineli in ein ganz besonderes Verhältnis zu kommen; denn « die darfst du auswerfen, wenn ich einmal

heirate! » hatte ihm Marie in einer grossmütigen Anwandlung versprochen. Mineli spürte das Bedeutsame einer solchen Mission und war fest entschlossen, in dieser wichtigen Stellung belohnend und strafend in die Weltordnung einzugreifen. Ganz sicher würde das freche Huldi leer ausgehen. Im übrigen wechselte die Verteilungsabsicht fast von Tag zu Tag. Jedenfalls aber war es süss, die Gegner, wenn auch vorläufig nur in Gedanken, mit dem Entzug der Feuersteine zu bestrafen.

« Warum lässt er dich sitzen? » fragte es ganz verdutzt.

Maries Schluchzen war etwas gedämpfter, und nur ab und zu kam noch ein heftiger Schluchzerstoss, der ihr neues Wasser in die Augen trieb. So stossweise erzählte sie:

« Er kommt halt schon lang nicht mehr, und jetzt hat er die Anna Frey zum Ausfahren eingeladen, diese Vogelscheuche, dieses dumme Weib! Aber », und da schlägt die Marie plötzlich ganz wild auf den Tisch, dass die Milch in den Tassen über den Rand hinausschwabbt, « ich weiss, warum er mich sitzen lässt. Ich bin ihm nicht reich genug, die Anna bringt freilich mehr. Aber gern, nein, gern hat er sie nicht. »

« Nein », sagte auch das Mineli überzeugt, « so eine mit krummen Beinen und zerzaustem Haar, und bös ist sie auch! » Hier wurde das Mineli ein bisschen rot. So ganz ohne Grund war die Anna seinerzeit nicht bös geworden. Das Mineli und der Robert standen nämlich hinter ihrem Haus und warfen mit Steinen die ersten reifen Äpfel vom Baume. Glücklicherweise denkt Marie nicht daran, verfängliche Fragen zu stellen.

« Ja, gelt! » sagte sie nur und legte ihr Gesicht in das blonde Kinderhaar. Mineli spürte, wie es warm und feucht auf seinen Kopf fiel und bewegte sich ein wenig unbehaglich. Da liessen die Arme los, und Marie räumte mit blinden Augen das Geschirr zusammen.

« Ja », sagte sie, « mit unsereinem kann man sein Vergnügen haben, und wenn's ans Heiraten geht, nimmt man die Reiche. Wenn sie auch ein Eck abhat, macht nichts, man kann's ja vergolden! »

Mineli spürte, wie eine entsetzliche Bangigkeit langsam aus der Brust zum Halse heraufkroch. Sie hatte nichts gemein mit der eigenen Enttäuschung über das Ausfallen der Heirat, obwohl das sicher traurig genug war. Aber viel tiefer sass ein bitteres Mitleiden mit des Mädchens Jammer.

« Vielleicht ist es gar nicht wahr », wagt es beklommen.

« Doch, es ist wahr. » Mineli kennt diese harte Stimme gar nicht, aber es ist doch Marie, die spricht:

« Mag er sie heiraten, was kümmert's mich! Zum Nachlaufen », sie lacht höhnisch, « bin ich mir denn doch zu gut. Männer finden sich mehr als genug, wenn's sein muss. » Klirrend fällt das Besteck ins Abwaschbecken. « Aber », sagt sie, und ihre Augen sind schmal und so böse, dass einem das Herz davor gefriert, « aber es ist eine Sünde und eine Schande, dass man mit einem ehrlichen Mädchen ungestraft sein Spiel treiben darf. Wenn ich ihm nur etwas recht Böses zu leid tun könnte! »

« Was kann man ihm tun? » fragt das Kind. Und zugleich ist in ihm die grosse Gewissheit, dass es die Marie rächen wird. Rache an einem erwachsenen Menschen, der Gedanke ist fast zu schwer, er verschlägt den Atem und ängstet; aber tief unter der Angst sitzt die Lust. « Was kann man ihm tun? » In seinen Augen stehen Zorn und Nachdenken dicht beisammen.

« Aber, Mineli », wehrt die Magd ganz erschrocken, « das ist doch nur dummes Zeug, musst niemand etwas sagen! Mineli, Mi . . . », doch das Kind ist schon zur Küchentür hinaus und auf und davon.

Die Ziegen weiden immer noch, oder tun wenigstens so. Sie sind satt und ihre Bewegungen schwer. Es muss ein gutes Gras sein, das sie jetzt noch ausrupfen. Robert sitzt ganz nah am Bach, wo noch ein goldener Sonnenfleck zittert, während

über dem Wieslein lange Schatten liegen. Mineli setzt sich neben ihn, und die Wehmut des Abends legt sich beängstigend um seine Stirn. Der Bach plätschert, und Mineli denkt, denkt so stark, dass eine schmale Falte über den Brauen steht.

« Du, Robert », sagt es nach einer Weile, « weisst du, wie man dem Rüegg schaden kann? »

Der Bub schaut erstaunt von der Knüpfarbeit an seiner Geissel auf. « Warum willst das wissen? »

« Ach, nur so », weicht das Mineli aus.

Der Bub verzieht das Gesicht. « Ja, das ist so eine Sache. Man kann ihm Steine in die untere Wiese streuen, er will morgen mit dem Mähen anfangen, oder ihm eine Scheibe einwerfen oder...»

« Ärgern ihn die Steine in der Wiese sehr? » will das Mineli wissen.

« Ach, geh, du Dummes », der Bub ist ganz Verachtung, « was meinst, wie die fluchen, wenn sie immer die Sägis wetzen müssen! »

Die Schatten sind länger geworden. Die Betzeitglocke läutet, und ihre zitternde Stimme hängt sehnsüchtig in der Luft.

« Ich muss heim », sagt der Bub und steht auf, um die Ziegen loszubinden. Doch das Mineli hält ihn am Ärmel zurück. Seine Augen sind gross und bang, und auf ihrem dunklen Grunde sitzt ein sonderbares Fünklein, das der Bub nicht kennt.

« Je, was du für Augen hast! » sagt er.

« Hilf mir die Steine in die Wiese streuen! » bittet das Kind.

« Nein, ich muss dem Vater zur Hand gehen und kann nicht mehr fort. Und überhaupt, der Alte würde mich schön verhauen, wenn ich dem Rüegg leidwerken wollte. »

« Dann tu ich es allein, du Fürchtbutz! » schreit das Mineli und erschrickt selbst vor seinem Mut.

« Je, wegen dem Fürchten », sagt der Bub gelassen, « damit muss mir keiner kommen! » Und er löst die Stricke. Die Ziegen haben pralle Euter und sind ganz bereit, in den Stall zurückzutraben. Fressen kann man nicht mehr, einmal ist auch der hungrigste Ziegenmagen voll, und es ist Zeit, das schwere Euter zu erleichtern. Doch bevor der Bub weggeht, bleibt er noch einmal wie zögernd stehen, es wäre doch gar lustig, mitzumachen.

« Pass dann aber auf! » schärft er dem Mädchen ein. « Musst mit den Steinen erst in die Wiese, wenn's ganz dunkel ist, sonst sieht man dich. Stell dich geschickter an als Pfarrers Ernstli beim Kräpflibetteln! » Wieder verzieht der Bub seine Kiefer zu einem sonderbar alten Lachen, das nie bis in die Augen steigt.

« Was war mit Pfarrers Ernstli? »

« Weisst », erzählt er in seiner trokkenen Art, « ich, der Hannes, der Ernstli und noch ein paar aus dem Oberdorf gingen doch auf den Gubel und kamen am Kloster Maggenau vorbei. Hannes, der Katholische, ging hinein, machte ein frommes Gesicht und bekam von den Nonnen ein Kräpflein. Da bettelten wir alle Kräpflein, und die Schwester fragte jeden, wem er gehöre. Pfarrers Ernstli dachte sich halt, wenn's heraus kommt, dass er der Sohn vom reformierten Pfarrer ist, gibt sie ihm nichts. Drum, als ihn die Nonne fragt : „Buebli, wer ist dein Vater?“ sagt er ganz frisch : „Der katholische Pfarrer von Lützelwil.“ Schwupp, sass ihm die Hand der Schwester im Gesicht, und das Kräpflein hatte er auch gesehen. »

Mineli weiss nicht, was an dieser Antwort die Schwester in Harnisch brachte. Es weiss nur, dass es gern mit Robert und den Geissen heimgehen möchte.

« Also, ich geh denn jetzt », sagt der Bub.

Minelis Lippen zucken; aber es rührt sich nicht, eine fremde Gewalt nagelt seine Füsse am Boden fest. Ach, Marie! Die Glöcklein der Ziegen verläuten ganz fern und zart. Mineli lauscht den letzten, feinen Schwingungen mit gierigem Ohre nach. Aber bald sind sie vom Bache verschluckt. Der rauscht in der Tiefe gar sonderbar, und darüber stehen die

Büsche im Abendschatten und greifen mit langen Schlangenarmen um sich. Vom Waldrand kommt ein unheimliches Knakken. Das Mineli steckt den Kopf in die Schürze und will nichts sehen und hören. Die Angst des Alleinseins hockt wie ein Tier mit glühenden Augen in seinem Nacken. Räubergeschichten, an die man in der hellen Küche nicht glaubt, werden hier draussen zur bösen Wirklichkeit. Schleicht nicht der Bauer Rüegg mit einem Messer um die Hausecke? Und in den Lüften rauscht es schaurig, die Anna reitet auf einem Besenstiel. Das Kind stöhnt und presst ganz fest die Schürze an die Augen. Doch die Bilder sitzen inwendig. Fort, wünscht das Kind und weiss doch, dass es nicht fort kann. Mitten in allem Grauen muss es sein Werk verrichten. Die Steine, fährt es ihm wie ein elektrischer Schlag durch den Kopf, ich muss doch die Steine sammeln! Aber die Glieder sind in den Stricken der Angst verfangen, wer sich rührt, ist den bösen Gewalten preisgegeben. Nur ein klein wenig hebt es das schützende Tuch vom Gesicht und muss auf eins fast lachen. Nichts von Spuk! Da rauscht der Bach, dort stehen die Bäume, dunkel und unheimlich zwar, aber von einem Räuber keine Spur und von einer Hexe erst recht nicht.

Behend klettert das Kind zum holperigen Strässchen hinab, das ein überfallendes Wiesenbord dem Auge entzieht. Da liegen Steine mehr als genug. Dann sitzt es verlassen am Wegrand, und wieder legt sich die Einsamkeit beängstigend um die schmalen Schultern. Es will nicht dunkel werden. Die grosse Klarheit des Sommertages steht noch immer siegreich über dem Land, und nur fast unwirklich zartgraue Schleier verkünden den endlichen Sieg der Dunkelheit. Das Mineli erschrickt. Sicher ist die Abendbrotzeit längst vorbei, man wird es suchen. Und wenn man es findet und ins Bett steckt? Nein, gleich muss es geschehen, die Dunkelheit kann es nicht erwarten. Die Last in der Schürze ist schwer. Es geht vornübergebeugt wie eine alte Frau, und schleppt die Füsse nach. In der Brust sitzt ein sonderbares Ziehen und hartes hölzernes Hämmern.

Rüeggs Wiese liegt schlafend im Dämmerschein. Lila Wiesenschaumkraut neigt sich zart zu goldglockigem Hahnenfuss. Wie ein leises Beben und zitternde Erwartung läuft ein Wogen durch die Halme; Reife und Erfüllung sind nah.

Unschlüssig steht das Kind. Es tut weh, in das blühende Meer hineinzutreten; in ihm lebt, wie in jedem Dorfkind, die Ehrfurcht vor dem Wachsen. Und dort drüben glotzen wie feindliche, verweisende Augen, die Fenster von Meiers Bauernhof. Wer weiss, was hinter den weissen Vorhängen lauert! Ich tu es nicht, man darf es nicht tun, denkt das Kind. Und wie Erlösung geht es durch alle Glieder. Nur einen Augenblick. Da ist wieder Maries verweintes Gesicht. Was darf man nicht? Und der Rüegg, darf der die Marie weinen machen? Heiss und rot steigt der Zorn in Minelis Augen, und da steht es schon mitten im Felde. Schwer seufzend neigen sich die Halme unter seinem Tritt. Dahin und dahin fliegt ein Stein. Es holt weit aus wie der Bauer beim Säen. Ein Werk des Segens, ein Werk des Fluches, wo ist der Unterschied? Zuletzt kollert ein ganzer Regen von Steinen aus der blauen Schürze, wie die Wohltaten aus dem blauen Mantel der Grossmutter.

Da, kommen nicht Schritte das Strässchen herauf? Blind vor Schreck stürzt das Kind zur Wiese hinaus, läuft hinab zum Bach und dann heim, nur heim. Aber die Schritte in seinem Rücken sind schneller. Wie es auch läuft, immer sitzt ein Keuchen in seinem Ohr. Es fällt hin und springt wieder auf. Glühende Augen sind nah, ganz nah, jetzt, jetzt packt es zu. Da sind die Stufen zum Garten. Mineli hetzt hinauf, und bekannter Rosenduft brandet ihm süss und rot entgegen. Es stürzt sich hinein wie in ein Meer. Und aus dem Küchenfenster beugt sich Maries Gestalt. « Mineli », ihre Stimme ist voll zitternder Angst. Da schluchzt das Kind auf.